

Wolfgang Bühne, Hrsg.

Zum Dasein verflucht?

Zeugnisse der Hoffnung

clv

Christliche

Literatur-Verbreitung

Postfach · 33661 Bielefeld

1. Auflage 1990
2. Auflage 1991
3. Auflage 1991
4. Auflage 1993
5. Auflage 1995
6. Auflage 1995
7. Auflage 1999

© 1990 by CLV • Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 110135 • 33661 Bielefeld
Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach
Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-89397-137-8

Inhalt

Dieter Röhrig	
Drogen — verraten und verkauft	7
Ali Çobanoğlu	
Von Mohammed zu Christus	29
Gertrud Berg	
Ich habe abgetrieben... ..	45
Michael Woge	
On the road	63
Uwe Martin Schmidt	
»Wacht auf, Verdammte dieser Erde...«	83

Drogen — verraten und verkauft

Wenn man in einer Familie aufwächst, in welcher der Vater Polizeibeamter ist, dann setzt man voraus, daß dort alles in Ordnung ist. Schließlich spiegelt ein Polizist als Staatsdiener mit seiner Familie ein bißchen wieder, was der Staat ist oder sein sollte: Ordnung, Sicherheit und Disziplin.

Doch bei uns war das ganz anders.

Mein Vater wuchs als Kind in einer sozial schwachen Familie auf, hatte sich aber gut weiterbilden können, so daß er nach einer Maschinenschlosserlehre ein Semester Maschinenbau studieren konnte. Doch dann machte der Krieg einen Strich durch sein Studium.

Nach dem Krieg schien es für meinen Vater nur einen einzigen sicheren Job zu geben, der ihn allerdings nie ganz zufriedenstellte: Polizeibeamter.

Meine Mutter kam aus einer wohlhabenden, christlichen Familie. Ihre Eltern hatten ziemlich ehrgeizige Pläne mit ihrer Tochter und so waren sie nicht gerade begeistert, als sie einen Polizisten heiratete, der von der Bildung her nicht den erwarteten Schliff mitbrachte und zudem noch katholisch war. So war es nicht verwunderlich, daß es in dieser Ehe zu großen Spannungen kam, an denen meine Großeltern nicht ganz unbeteiligt waren.

Bald begann mein Vater zu trinken, weil er kein Mensch war, der mit Problemen umgehen konnte.

So wuchs ich mit meinen Geschwistern in einem Elternhaus auf, in dem es keine Harmonie gab. Meine verletzte und verbitterte Mutter hatte für ihren Mann nur Verach-

tung übrig und mein Vater, von seiner Prägung her ein Einzelgänger, zog sich als der Unterlegene immer mehr zurück, war ständig betrunken und setzte sich auch mit uns Kindern nur dann auseinander, wenn er angetrunken war. Diese deprimierende Atmosphäre meines Elternhauses hatte sich mir tief eingeprägt, so daß jeder Gedanke an eine eigene Familie in mir nur auf Abscheu stieß.

Es kam vor, daß ich als zehnjähriger Junge des Nachts um 24 Uhr aus dem Schlaf gerissen wurde, um meinem Vater eine Einkaufstasche voll Bierflaschen in der nächsten Kneipe zu besorgen, damit er weitertrinken konnte.

Meine Mutter, die es aufgegeben hatte, für ihre Ehe noch etwas zu erwarten, setzte nun alles daran, wenigstens aus ihren Kindern etwas zu machen. So wurde ich auf ein anthroposophisches Gymnasium geschickt, eine Rudolf-Steiner-Schule. Diese Schule arbeitete sehr bewußtseinsfördernd, etwa nach dem Motto: Setzt euch mit dieser Welt auseinander und entdeckt, daß es keine lebenswerten Inhalte gibt. Wenn ihr das erkannt habt, dann nehmt unsere Wertvorstellungen an und werdet Anthroposophen, Esoteriker.

Diejenigen aber, welche die Philosophie der Anthroposophen nicht verstehen oder nachvollziehen konnten, gingen leer aus. Sie hatten sich dann zwar kritisch mit der Welt auseinandergesetzt, aber für sich keine sinnvolle Perspektive erkannt. Sicher lag hier eine der Ursachen, warum einige meiner Klassenkameraden Selbstmord begingen und andere drogensüchtig wurden. Damals war ich in der 10. Klasse und meine Leistungen waren miserabel. In Latein hatte ich eine 6 und die meisten anderen Fächer interessierten mich ebensowenig. Mir kam alles entsetzlich langweilig und sinnlos vor.

Quälende Gedanken fraßen sich in mir fest — wozu lebe

ich? Warum läuft Zuhause alles so schlecht und warum ändert sich nichts?

Warum ist das Leben so stressig, so verrückt, so kaputt?

So brach ich die Schule ab, ging auf die Suche und lernte junge Leute kennen, die Anfang der 70er Jahre bunt gekleidet mit einem starken Gemeinschaftsgefühl irgendwo in der Stadt saßen, Musik machten und Drogen nahmen.

Ich bekam freundschaftlichen Kontakt mit einem jungen Mann, der mich zum ersten Mal mit Drogen bekannt machte. Wir besorgten uns LSD und er erklärte mir, wie man sich bei einem LSD-Trip verhalten muß, wie man den Überblick behält und einen Horrortrip vermeidet.

Als ich den ersten Trip genommen hatte, saß ich im Wohnzimmer meiner Eltern auf dem Fußboden und betrachtete mit einer Lupe das Muster des Perserteppichs. Plötzlich schienen meine Füße ganz weit weg zu sein, ich drehte mich im Kreis und mir wurde schwindelig. Ich spürte, daß die Wirkung vom LSD begann und ging auf mein Zimmer. Plötzlich sah ich, wie sich die Zimmertüre etappenweise in tausend Stufen öffnete und ein Windhauch hellrote Fäden an die Seite wehte. Es schien mir, als hätte ich durch eine Türe eine geheimnisvolle, mir bisher unbekannte Welt betreten. Der Boden glühte und wellte sich wie Lava. Auf der Tapete war ein dreidimensionales Muster zu sehen. Ich setzte mich vorsichtig auf mein Bett.

Als ich dann noch eine LP von Jimmy Hendrix auflegte, ging »die Post ab«. Ich fühlte mich, als befände ich mich in dem Lautsprecher und als sei das Zimmer der Lautsprecher. Ein wahnsinniger Sound tönte mir entgegen. Wenn ich die Augen schloß, drehten sich Farbkarussells vor mir und wenn ich das Licht ausschaltete, sah ich alle Gegenstände im Raum rotglühend. Ich fand das unwahrscheinlich faszinierend und entdeckte so endlich eine

Möglichkeit, mich der nüchternen Realität zu entziehen und in eine neue Dimension einzutauchen.

Erst Stunden später kehrte ich wieder in die trostlose Alltagswirklichkeit zurück, die mir jetzt noch unerträglich schien, weil ich etwas anderes kennengelernt hatte. Um so mehr hatte ich das Bedürfnis, so bald wie möglich wieder einen Trip zu nehmen.

Mit der Zeit arbeitete ich mich so richtig in den Kreis von Drogenabhängigen ein. Ich wurde aufgenommen und akzeptiert. Wir nahmen viele LSD-Trips gemeinsam und entwickelten einen regelrechten Kult, denn es gehörte eine entsprechende Musik und Atmosphäre dazu, um die richtige Wirkung zu erzielen. Doch je öfter ich LSD nahm — und das war etwa zwei- bis dreihundertmal — umso mehr ließ die Faszination nach.

In den Zeiten, wo ich kein LSD nahm, fragte ich mich: Welchen Sinn hat das Leben? Die Gesellschaft um mich herum verachtete ich und mir selbst klopfte ich auf die Schulter, daß ich als Subkultureller etwas anderes darstellte. Nein, ein Leben, das darin besteht, zu arbeiten, am Feierabend fernzusehen bis einem der Kopf flimmert, zu schlafen und am nächsten Morgen wieder diesen irrsinnigen Kreislauf anzutreten, das war nichts für mich. Schließlich mit 60 in die Rente zu gehen, einen Schrebergarten von Unkraut freizuhalten und die Endrunde des Lebens im Altersheim zuzubringen? Nein danke!

Und doch, wenn ich ehrlich war, mußte ich zugeben, daß ich mich auch in einem sinnlosen Kreislauf befand: Ich nahm meine Drogen, ging damit auf die Reise, bis ich wieder auf dem Boden der Realität landete und mich

mit dieser Wirklichkeit wieder auseinandersetzen mußte. Es schien mir alles unendlich sinnlos zu sein.

Dann begann ich die Antworten auf meine Fragen in der Literatur zu suchen. Ich las den »Steppenwolf« von Hermann Hesse und fand meine Gedanken dort wieder. Carlos Castaneda beeindruckte mich und schließlich las ich William Burroughs, der mich unwahrscheinlich faszinierte. Er, der als Genie im Hintergrund der linken Bewegung galt, beschrieb sein Leben als Fixer und Aussteiger in New York — er hatte für sich die Alternative gefunden, als Morphiumsüchtiger zu leben. Durch ihn angeregt beschloß ich, mit meinem Freund Morphium auszuprobieren, um unseren eingeschlagenen Weg konsequent weiterzugehen.

Wir saßen im Auto und parkten vor einer Disco in Wuppertal, als ein Dealer mit frischer Ware von einem Apothekeneinbruch vorbeikam. Er hatte Morphium in seiner Tasche und fragte uns, ob wir ein Päckchen haben wollten. Nun, darauf hatten wir ja gerade gewartet. Obwohl wir ein etwas flaes Gefühl hatten, nahmen wir das Angebot an, kochten den Stoff auf und gaben uns gegenseitig eine Injektion.

Die Wirkung übertraf alle Erwartungen. Wir empfanden ein unwahrscheinlich sättigendes Wohlgefühl. Ich war mehr als zufrieden, mir fehlte nichts mehr. Ich erinnere mich noch, wie wir in dieser warmen Sommernacht durch Wuppertal liefen und uns gegenseitig einredeten: Diese Droge wird uns nicht beherrschen, wir bleiben ganz cool in dieser Sache. Wir geben uns ab und zu mal einen Schuß und warten ab, was das Leben bringt.

Doch als am nächsten Morgen die Wirkung vorbei war, hatten wir nur noch einen Wunsch: dieses Erlebnis muß

wiederholt werden!

So fuhren wir dann nach Düsseldorf und später nach Arnheim/Holland, um dort Drogen zu kaufen. Doch aus der Beklommenheit, die ich im nüchternen Zustand empfand, wurde bald eine Depression, die sich wie ein Blutegel an meinem Leben festsog. Bald wußte ich, daß ich schleichend und tückisch in die Abhängigkeit geraten war und es kein Zurück mehr gab!

Da ich immer ein Mensch war, der das, was er machte, radikal durchzog, dauerte es nicht lange, bis ich pro Tag 1 Gramm Heroin brauchte und das bedeutete, jeden Tag 150,— bis 250,— DM zu besorgen, um damit meinen Drogenkonsum finanzieren zu können. Damit geriet ich automatisch auf die nächste Stufe meiner Karriere: Beschaffungskriminalität — Einbruch, Raub, Dealerei und Hehlerei.

Wenn jemand z.B. einen Verstärker brauchte, ließ ich ihn mir in einem Geschäft zeigen, nahm ihn und verstauete ihn unter meinem Ledermantel, um ihn anschließend zum halben Preis zu verkaufen. Mit Lederjacken ging es ebenso. Ich ging ins Fachgeschäft und während der Verkäufer neben mir ein intensives Verkaufsgespräch führte, packte ich die gewünschte Lederjacke in meine Plastiktüte und verschwand damit. Unter Heroineinfluß kennt man keine Skrupel.

Einmal — es war ein »Heilig Abend« — hatten wir in Velbert einen großen Deal gemacht. Dort gab es eine außergewöhnlich feine Qualität Heroin und das kann eine sehr tückische Sache sein. Normalerweise nahm ich ein halbes Gramm Heroin, kochte es auf und gab mir einen Schuß. Aber in diesem Fall hatte die gute Qualität die doppelte Wirkung, etwa wie ein Gramm. Als mein Freund

mich nach der Wirkung fragte, lag ich bereits besinnungslos auf dem Boden. Meine Freunde prügeln mich danach aufgeregt durch die Stadt, damit ich nicht einschlief und eine Atemlähmung bekommen konnte. Schließlich setzten sie mich in einen Bus, um mich irgendwie nach Hause zu bekommen.

Aber ich war zu und wachte am ersten Weihnachtstag im Krankenhaus unter einem Sauerstoffzelt auf, angeschlossen an -zig Schläuchen. Mir war klar: Es wird nicht lange dauern, dann kommt die Polizei um mich auszufragen. So beobachtete ich den Flur, ob die Luft rein war, entfernte die Schläuche und haute ab zu meinem Freund nach Ronsdorf, um dort wieder einen Schuß zu nehmen.

Wenn es dann mal eine Zeit kein Heroin gab, war ich übel dran und versuchte mit Barbituraten oder Alkohol den Entzug zu erleichtern.

Viermal wurde ich im Delirium, also im lebensgefährlichen Zustand, ins Krankenhaus eingeliefert. Dort auf den Intensivstationen kamen natürlich Gedanken an den Tod auf. Beim ersten Mal dachte ich, daß es wohl nicht so schlimm sei, wenn ich sterben würde und stellte mir vor, wer alles bei meiner Beerdigung anwesend sein könnte. Aber nach ein paar Stunden Selbstmitleid war auch das vergessen. Beim zweiten Mal fragte ich mich, was wohl nach dem Tod kommen würde und schließlich bäumte sich in mir alles gegen den Gedanken an den Tod auf und ich bekam Angst und Panik vor dem Sterben.

Auf der Intensiv-Station in Langenfeld knackte ich nach drei Tagen des Nachts das Fensterschloß. Dann nahm ich ein Handtuch, öffnete das Fenster, schwang mich hinaus, erwischte glücklicherweise den Blitzableiter und rutschte daran aus dem dritten Stock hinunter. Es war nur eine dünne Stange und wenn ich heute daran denke, wird mir

übel. Aber das brachte die Sucht mit sich. Das Risiko schien mir nicht groß zu sein, denn es gab nicht mehr viel zu verlieren.

Siebenmal befand ich mich in akuter Lebensgefahr. Im letzten Moment fanden mich jedesmal Leute, die sofort das Krankenhaus oder die Polizei anriefen. Der Gedanke an den Tod brachte mich oft in Panik, weil ich nicht wußte, was danach kommt. So lebte ich schließlich nur noch in Zwängen, Heroin nehmen zu müssen, weil ich ohne Drogen nicht leben konnte und andererseits in der Panik, sterben zu müssen, weil ich Heroin nahm.

Im Knast

Schließlich befand ich mich sieben Monate in U-Haft in Wuppertal. Es war eine schreckliche Zeit und ich wußte, daß der Staatsanwalt fleißig gegen mich ermittelte. Ich dachte an den Apothekeneinbruch, als wir uns Morphinum für meine Freundin besorgten, die damals in einer Frauenklinik lag, um eine Schwangerschaft abbrechen zu lassen. Das brachte schon 3 1/2 Jahre, denn einer hatte gegen mich ausgesagt. Dann war da der Raubüberfall in Düsseldorf, für den ich 5 Jahre bekommen konnte.

Doch der Staatsanwalt konnte mir nur den Besitz von 1/2 Gramm Heroin nachweisen und eine Urkundenfälschung, die ich zugab, obwohl meine Freundin sie getätigt hatte. Deswegen lautete das Urteil nur: 1 1/2 Jahre.

Da saß ich nun in Siegburg und hatte genügend Zeit, um über mein Leben nachzudenken. Ich spielte in meiner Phantasie mein Leben durch als normaler Spießbürger, der nicht viel nachdenkt und sich nicht traut, links oder

rechts über die Erziehungsmauern in eine Welt zu steigen, die nur kaputt macht. Wenn ich doch bloß ganz normal arbeiten könnte, nichts von Heroin und den quälenden Depressionen wüßte!

Hier im Knast befand ich mich wieder in einem neuen Milieu, in dem sich ebenfalls Subkulturen bilden. Da gab es die Schläger, die Sexualtäter, die Mörder, die Fixer, und jede Gruppe hatte ihren eigenen Lebensstil. Ich gehörte sofort zu den Fixern, denn kaum hatte ich meinen ersten Rundgang gemacht, traf ich alte Kumpel aus der Szene wieder. Wir tauschten Erfahrungen aus, schwelgten in Erinnerungen, wie gut es in Amsterdam war, in Paradiso, welche Qualität der Stoff dort hatte und dergleichen mehr. Wir fachsimpelten darüber, wie man eine Apotheke noch besser knacken kann und allein vom Nachdenken über unsere Erfahrungen mit Drogen bekam ich Entzugserscheinungen. Nachts hatte ich unmögliche Träume über Opium und Heroin und wachte dann völlig kaputt und frustriert in meiner Zelle auf.

Während dieser Haft starb meine Mutter, die trotz aller Enttäuschungen eine gute Beziehung zu mir hatte. Sie litt, weil sie sah, wie elend ich zugrunde ging und sie starb vor Kummer über mein Leben. Zweimal hatte sie mich im Gefängnis besucht. Aber jetzt lebte sie nicht mehr und ich war nun völlig beziehungslos, weil mein Vater und meine Geschwister jeden Kontakt mit mir abgebrochen hatten.

Als ich entlassen wurde, hatte ich keine Lebensperspektive und die einzigen Leute, zu denen ich noch eine Verbindung hatte, waren die Fixer und Dealer, die sich über jeden freuen, der zur Szene zurückkehrt. »Klasse, daß du wieder da bist. Hier — das erste Päckchen kriegst du gra-

tis!« So dauerte es nur zwei Tage, bis ich wieder an der Nadel hing.

Etwas später hatte ich es dann geschafft — vielleicht als einziger in NRW — jeden Tag 10 ml Polamidon zu bekommen. Ich war stolz darauf, denn nun gehörte ich zu den Fixern, die ganz oben zur Elite der Szene zählten. Jeden Tag konnte ich zum Arzt gehen und mein Betäubungsmittelrezept abholen, daß ich mit der Verpflichtung bekommen hatte, mir einen Therapieplatz zu besorgen. Polamidon ist ein ähnliches Mittel wie Morphinum, aber wesentlich giftiger. Nachdem mir der Arzt das Rezept ausgehändigt hatte, rannte ich damit zur nächsten Apotheke, um mir dann auf der nächsten Toilette oder notfalls in einer Parkplatzecke den Inhalt der Ampulle in die Ve-ne zu schießen. Inzwischen war es mir egal, ob mich die Leute in diesem Zustand beobachteten.

Körperlich war ich nun völlig ruiniert. Drei Monate hatte ich die Fixer-Gelbsucht. Dann kam es so weit, daß ich jedesmal erbrechen mußte, wenn ich mir einen Schuß gab. Ich konnte keine Nahrung mehr aufnehmen. Schließlich platzten die Äderchen in meinen Augen, so daß statt Tränen Blut aus meinen Augen lief.

Ich war am Ende.

Einsam und alleine wußte ich, daß keiner mehr mit mir zu tun haben wollte. Ein abgefahrener Fixer war ich, ein kaputter Typ, nicht einmal mehr fähig, aufrecht zu gehen und mit dem Wissen, daß mein Leben abgelaufen, umsonst und sinnlos war.

Früher weinte ich nie, aber diese Feststellung auf dem Tiefpunkt meines Lebens traf mich so sehr, daß ich mich in einem Treppenhaus hinsetzte und die blutigen Tränen meiner Ausweglosigkeit nicht mehr verdrängen konnte.

Ziellos zog ich dann umher und mußte um einen Schlaf-

platz betteln, weil ich keine Wohnung mehr hatte. Das einzige, was ich noch besaß, war meine Sucht, die mich nicht aus ihren Klauen ließ.

Wieder einmal lag ich ohne Besinnung auf der Intensivstation eines Landeskrankenhauses. Als ich aufwachte und mir die Arme schmerzten, wußte ich: Mal wieder die Klappsmühle. Mach dich auf einen Entzug gefaßt!

Den Entzug konnte ich dieses Mal im Gefängnis antreten. Alle Medikamente, die ich bekam, um den Entzug zu erleichtern, linderten aber nicht die grausamen Schmerzen meines Turkey. Ich mußte hindurch.

Als dann die richterliche Vorladung kam, sagte ich zu dem Richter: »Lassen Sie mich hier im Knast. Ich habe keine Lust mehr!« Ich wußte, daß ich draußen unter ähnlichem Druck leben würde wie hier im Knast.

Hoffnung

Aber dann kam der Tag, der einen Funken Hoffnung in mein Leben brachte. Im Gefängnis existierte eine Kontaktgruppe der Gefährdetenhilfe Hückeswagen, und jeden Donnerstag wurden die Gefangenen zu ihren Stunden eingeladen. Ich folgte der Einladung, um einige Leute von der Szene zu treffen und um einfach etwas anderes zu sehen als meine vier Wände. Und dann kamen diese Christen und wollten mir weismachen: »Jesus kann dein Leben verändern!« Ich lächelte über diese unerfahrenen Spinner und hatte auch schnell ein Schubfach für sie: Das sind Menschen, die eine Illusion brauchen, um leben zu können. Sie glauben an Gott und weil sie stark an Gott glauben, haben sie einen Lebensinhalt und mit dieser Utopie leben sie und alles ist klar.

Nein, dann wollte ich lieber als Realist verrecken, als mit einer solchen Illusion zu leben! Mit dieser Einstellung stieg ich in die Gespräche ein und ging von Tisch zu Tisch, um den Christen zu verklickern, daß sie Spinner seien. Vielleicht glückliche Spinner, zufriedene Spinner, aber eben Spinner!

Ich hörte von diesen Christen auch kein überzeugendes Gegenargument, das mich aus der Bahn geworfen hätte, bis ich auf einen Betriebswirt traf, der sich in der Bibel gut auskannte und auch nicht auf den Mund gefallen war. Zunächst hatte ich auf jedes Argument von ihm ein Gegenargument und er hatte auf jeden Spruch von mir einen passenden Bibelvers. Das ergab jedesmal eine ziemlich lebhaft Diskussions, die aber ohne mein Wollen dazu führte, daß ich die Bibel immer besser kennenlernte.

Nachdem wir uns etwa ein halbes Jahr getroffen hatten, mußte ich anerkennen, daß die Aussagen der Bibel recht akzeptabel sind und es blieb mir nur noch ein Trumpf, den ich ausspielen konnte: Ich habe noch keinen Christen getroffen, der das auslebt, was die Bibel lehrt. Und deshalb kann man die ganze Geschichte vergessen!

Mein Gesprächspartner gab mir zunächst recht und sagte dann, daß es aber eine Kraftquelle gäbe, um das ausleben zu können, was die Bibel lehrt und diese Kraftquelle sei Gott.

Er fragte mich: »Hast du schon einmal gebetet?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht an Gott glaube!«

»Aber wenn du betest: Gott, wenn es dich gibt, dann komm in mein Leben, vergib mir meine Schuld, — dann wird Gott dir antworten. Er wird dir einen neuen Verstand und ein neues Herz geben. Versuch es doch einmal. Bete

heute abend noch und geh dann zu deinen Mitgefangenen und sage ihnen, daß du Christ geworden bist.«

»Ein toller Vorschlag!« spottete ich, »dann bete ich und dein Gott funktioniert nicht und ich hab allen erzählt, daß ich Christ bin. Dann ist mein Image endgültig kaputt und ich hab' es im Knast noch schwerer. Nein, das kommt nicht in Frage. Vielleicht, wenn ich aus dem Knast entlassen werde.«

Meine Entlassung stand inzwischen kurz bevor. Friedel Pfeiffer, der Leiter der Gefährdetenhilfe, machte mir das Angebot, nach der Entlassung zu ihm zu kommen. »Weißt du überhaupt, auf wen du dich einläßt, wenn ich komme?«, gab ich ihm zu bedenken. »Ja, ich weiß es«, lautete seine Antwort, aber er wußte es mit Sicherheit nicht, denn ich war der erste Fixer, der zu ihm kam.

Schließlich wurde ich entlassen. Morgens um 6 Uhr stand einer der Mitarbeiter vor der Tür und brachte mich zu Friedel. Dort haben wir erst einmal kräftig gefrühstückt und dann wurde mir gesagt, daß sie eine Wohnung für mich suchen würden. Nun, das kann lange dauern und vielleicht finden sie gar keine, dachte ich erleichtert, denn ich ahnte schon, daß man dieser Sorte von Christen nicht so leicht durch die Finger schlüpft. Doch bereits einen Tag später hatte man schon eine Wohnung für mich und so fügte ich mich mit gemischten Gefühlen in das Unvermeidliche.

Ich bekam nicht nur eine Wohnung in der Nähe von Hückeswagen, sondern auch eine Arbeit. Dadurch wurde der Kontakt zu den Christen immer enger und ich wurde mit in die Teestube genommen, wo ich viele andere Christen kennenlernte. Ich spürte denen aber ab, daß sie einfühlbarer und feiner miteinander umgingen, als ich zunächst erwartet hatte.

Was mich allerdings sehr ärgerlich machte, war die unangenehme Tatsache, daß ich von Hinz und Kunz gefragt wurde, ob ich Christ sei. Jeder wollte mich bekehren und das ging mir fürchterlich auf die Nerven.

Nachdem ich einige Wochen überstanden hatte, kam Wolfgang auf mich zu, den ich aus der Kontaktgruppe in Siegburg kannte. Er sagte zu mir: »Jetzt bist du doch nicht mehr im Knast. Wir können doch jetzt mal zu Gott beten und Ihn bitten, daß Er in dein Leben kommt!«

Was sollte ich nun machen? Einerseits dachte ich: Jetzt beten, das ist unmöglich. Einen solch irrationalen Schritt tun und zu einem Gott beten, an den ich nicht glauben kann!

Andererseits wußte ich, daß es für mich keine Alternative gab und hoffte sogar im stillen, daß vielleicht doch etwas Wahres an dem Gerede der Christen dran sein könnte.

Mit einem Funken von Hoffnung und Erwartung habe ich dann gebetet: »Gott, wenn es dich gibt, dann komm bitte in mein Leben. Ich kann nicht glauben. Aber vergib mir bitte meine Sünden und mach mich neu!«

Das war ziemlich konfus und ich fand die ganze Situation ziemlich peinlich. Ich war froh, als mein Gesprächspartner mich alleine ließ.

Ich horchte dann noch ein wenig in mich hinein, ob sich da vielleicht doch etwas verändert hatte, aber da war nichts. Und ich hatte auch nichts erwartet.

Als ich am nächsten Morgen um 5.30 Uhr aufstand, um zur Arbeit zu gehen, merkte ich als erstes, daß meine Depressionen verschwunden waren. Obwohl mich bisher nie ein Sonnenaufgang stimuliert hatte, dachte ich: Das liegt

am schönen Wetter! Kurze Zeit später, als ich in den Bus gestiegen war, der mich zur Arbeit brachte, blinzelte ich absichtlich in die Sonne, weil ich fürchtete, daß mich die Depressionen in der Werkstatt wieder einholen würden. Aber sie kamen den ganzen Tag nicht!

Hatte das Gebet am Vorabend doch etwas in mir verändert, oder hatten die Christen mir etwas in Essen getan?

Als auch am Abend die Depressionen nicht auftauchten, fiel mir mein Gebet ein und plötzlich wußte ich, daß Gott in mein Leben eingegriffen hatte. Gott hatte tatsächlich meine Schuld, mein sündiges Leben, den alten heroinsüchtigen Dieter Röhrig weggenommen und mir ein neues Leben geschenkt. Ich wußte, daß mit mir das geschehen war, was die Bibel Wiedergeburt nennt. Und als ich dann voll Freude die Bibel aufschlug, wußte ich mit Gewißheit: Jetzt redet Gott zu dir und was in diesem Buch steht, das ist die Wahrheit und an dieser Wahrheit muß alles andere gemessen werden! Ich war ein Kind Gottes!

Rückfall

In der ersten Zeit nach meiner Bekehrung hätte ich vor Freude platzen können. Ich konnte nicht verstehen, warum so viele Christen mit hängenden Gesichtern herum liefen, wo wir doch einen solch wunderbaren Gott haben.

Doch dieser große und weise Gott sorgte dafür, daß ich Ihn und auch mich selbst ein bißchen besser kennenlernte und keinen Grund mehr hatte, mich etwas arrogant über andere Christen zu erheben.

So wurde z.B. meine Beziehung zu Gott durch eine konkrete Sünde gestört. Leider habe ich diese Sache nicht so-

fort in Ordnung gebracht. Ich bin auch nicht zu Christen gegangen, um sie in dieser Angelegenheit um Hilfe zu bitten. Nein, ich wollte es in eigener Kraft schaffen und begann, meine Probleme zu überspielen. Darüber wurde ich sehr unzufrieden und schließlich merkten auch meine Freunde, daß mit mir irgendetwas nicht stimmte. Da ich aber nicht bereit war, reinen Tisch zu machen, geriet ich in die nächste Sünde und begann, wieder Haschisch zu rauchen.

Eine weitere deprimierende Erfahrung war: Auf der einen Seite erzählte ich anderen, daß Jesus Christus mich frei gemacht hatte und anschließend steckte ich mir eine Zigarette an. Ich ärgerte mich selbst über meine Widersprüchlichkeit, wenn ich von Freiheit redete, aber nicht einmal in der Lage war, das Rauchen aufzugeben. Schließlich versuchte ich mich selbst auszutricksen, indem ich allen Leuten, die ich kannte, sagte:

»Wenn ihr mal jemand sehen wollt, der das Rauchen aufgibt: Dieter Röhrig, ab 1. Juli!«

Doch diesen Vorsatz habe ich nur mit viel Mühe 14 Tage durchgehalten und dann stand ich wieder da mit einer Kippe.

Dann gab es auch noch andere Niederlagen, mit denen ich nicht fertig wurde. Das Ergebnis war, daß ich zu mir sagte: du schaffst es nicht. Du hast bisher immer versagt, damals in der Schule, dann als Drogenabhängiger und jetzt auch noch als Christ!

Diese Krise führte dazu, daß ich begann, Rezepte zu fälschen, um mir Valoron und Heroin zu besorgen. Auf diesem Tiefpunkt angekommen, plante ich, mich in die Türkei abzusetzen, obwohl ich mich damals mitten in der Ausbildung befand und auch mit Iris, einem Mädchen,

das sehr entschieden mit Jesus lebte — meiner jetzigen Frau — befreundet war.

Ich hatte vor, mit einer Summe Geld in der Türkei einen großen Deal zu machen und dann loszulegen. Aber ausgerechnet vor der Bank, wo alles starten sollte, erwischte mich Peter Knüppel, mein damaliger Chef, packte mich am Kragen und sagte mit Tränen in den Augen:

»Nicht was Du willst, ist jetzt dran, sondern was ich will! Du kommst jetzt mit zum Friedel!«

Seinen Tränen und seiner Traurigkeit konnte ich nicht widerstehen. Als wir in Friedels Büro kamen, sagte ich: »Alles Mist. Ich bin am Ende, ich haue ab!«

Friedel antwortete nur: »So schnell geht das?« Ich rief den niedergeschlagenen Anwesenden nur noch »Tschüss, macht's gut!« zu und verschwand, um mir 1.000,— DM von meinem Konto zu holen. Danach fuhr ich nach Wuppertal, besorgte mir Heroin und kam vollgepumpt des Abends wieder in Hückeswagen an. Doch bereits am nächsten Morgen klopfte es an meiner Tür. Hans Eichblatt, ein Mitarbeiter der Gefährdetenhilfe, stand dort und rief: »Junge, mach auf, wir müssen noch einiges klären. Du läßt lauter gestörte Verhältnisse zurück!«

Mürrisch erklärte ich mich zu einem letzten Gespräch bereit, gab mir vorher aber noch einen Schuß Heroin, der jedoch danebenging, weil ich die Vene nicht ganz getroffen hatte.

Im Büro saß ich Friedel, einer Hauswirtschafterin und meiner Freundin Iris gegenüber. Sie alle wußten inzwischen von meinen Rezeptfälschungen. Friedel stellte mir zwei Möglichkeiten vor: »Entweder Du machst bei uns einen Entzug, oder wir fahren Dich in den Knast, denn schließlich wissen wir von Deinen Rezeptfälschungen.«

Ich entschloß mich schweren Herzens für den ersten

Vorschlag und erlebte dann, wie die Christen während meines Entzugs zu jeder Tages- und Nachtzeit an meinem Bett wachten.

Auf meinem Bett sitzend oder liegend durfte ich nichts anderes machen, als nur lesen. Damals las ich die Bücher von Colson über die Watergate Affäre, um über den Turkey hinwegzukommen, der aber nicht so schlimm wurde, wie ich befürchtet hatte. Ich las also, welch große Wunder Gott an Menschen tat, die vorher Todfeinde waren. Das sprach mich total an, doch ich sagte mir: Diese Geschichte ist für dich abgelaufen. Das sind Träume, die für dich ausgeträumt sind.

Aber ich wurde bei diesem Entzug auch Zeuge einiger erstaunlicher Wunder. Es kamen zwar keine Todfeinde an mein Bett, aber immerhin der Vater von Iris, der absolut sauer auf mich war und von dem ich wußte, daß er froh gewesen wäre, mich niemals gesehen zu haben. Ausgerechnet er kam mit einer Jagdzeitung unter dem Arm in mein Zimmer, setzte sich auf mein Bett und meinte: »Ich bin noch jung. Ich will auch auf Dich aufpassen!«

Dann kam auch noch Inge dazu, seine Frau, und brachte Strickzeug mit. Ich verstand gar nichts mehr, fühlte mich völlig überfordert und verkroch mich in die äußerste Ecke meines Bettes. Und dann schaute dieser Mann tief in meine Augen und sagte, ohne daß ein Funken von Ablehnung zu spüren war: »Junge, mußte das sein?«

Dieser Satz in dieser Situation machte mir deutlich, daß eine Beziehung der Annahme und Liebe zwischen uns entstanden war, und das machte mich noch mehr fertig.

Die ganze Situation schien mir so verfahren, daß ich den Gedanken hatte, wieder in den Knast zu gehen. Ich sehnte mich fast danach. Aber dann hatte ich ein Gespräch

mit Friedel und dem Vater von Iris. Friedel sagte mir: »Du willst Buße tun, nicht?«

Diese Frage hatte ich nicht erwartet. Ich wollte keine Buße tun, sondern wollte so schnell wie möglich weg. Ich hatte keine Lust mehr und wußte nur, daß ich jämmerlich versagt hatte. Und doch antwortete ich auf die Frage von Friedel mit »Ja«.

Friedel betete, der Vater von Iris betete und schließlich bekannte ich Gott, daß ich sehr von mir enttäuscht war, nichts mehr vorzuweisen hatte, nichts mehr wußte und am liebsten abhauen würde.

Nach diesem Gebet kam ein tiefer Friede in mein Herz. Gott wollte mich an diesen Punkt bringen, wo ich erkannte: »Ich kann nichts, nicht einmal als Christ leben.« Und dann schien es mir, als wollte Gott mir sagen: Laß mich nur machen. Wenn Du meinst, noch irgendetwas tun zu können, dann kann Ich nicht. Und wenn Ich nicht in Deinem Leben wirken kann, dann hast Du keine Chance!

Das war die Lektion, die ich damals zu lernen hatte und für die ich bis heute dankbar bin. Von diesem Zeitpunkt an ging es in meinem Leben bergauf.

Die letzte Verhandlung

Nun hatte ich noch eine Gerichtsverhandlung vor mir. Dabei sahen die Karten für mich äußerst schlecht aus: 13 Urkundenfälschungen, dazu meine Vorstrafen und ein als streng bekannter Richter!

Die Verhandlung kam. Peter, Friedel, Hans und der Vater von Iris waren dabei, um für mich zu beten und mir nach Möglichkeit zu helfen. Ich war bereit, vor dem Gericht die ganze Wahrheit zu sagen, auch wenn ich damit

rechnen mußte, zu einer hohen Gefängnisstrafe verurteilt zu werden. Wenn das Gottes Wille für mein Leben war, dann wollte ich im Gefängnis Sein Bote sein.

Nachdem der Staatsanwalt die Anklage vorgelesen hatte, bat der Richter mich um eine Stellungnahme.

»In allen Punkten schuldig!«

Dann wollte er etwas über Valoron wissen und fragte, warum ich das gemacht hätte. Darauf sprang Friedel ein und versuchte, meine damalige Situation deutlich zu machen. Nach diesen Ausführungen fragte mich der Richter:

»Hören Sie mal, Angeklagter, was für eine Garantie können Sie mir für Ihr Leben geben?«

»Wenn ich jeden Tag ‚Stille Zeit‘ mache, werde ich wohl durchkommen!« Der Richter, der unter »Stille Zeit« sicher alles andere verstanden hat, als ich meinte, fragte dann etwas ratlos:

»Hm, Stille Zeit, — was sollen wir mit Ihnen machen?« Nun, ich hätte ihm schon einen Vorschlag machen können, aber schließlich war ich ja nicht der Richter, sondern der Angeklagte. Dann versuchte der Richter es mit dem Staatsanwalt, ob er eine Idee habe. Der wußte auch nicht so recht, was er sagen sollte und zog dann alle positiven Möglichkeiten in Erwägung.

Es war eine komische Situation. Bisher hatte ich bei Gerichtsverhandlungen immer einen Staatsanwalt erlebt, der gehörig »Gummi« gab und einen Richter, der konsequent analytisch vorging. Und jetzt fragte mich der Richter: »Was halten Sie von einer Geldstrafe, wären Sie damit einverstanden?«

»Ja.«

»Herr Staatsanwalt, sind Sie mit einer Geldstrafe von 800 DM einverstanden?«

»Ja, das können wir machen.«

Mein zukünftiger Schwiegervater zog einen Scheck aus der Tasche, füllte ihn aus und dann war ich frei! Ich hätte den Richter samt Staatsanwalt umarmen können!

Nach einer Therapie bekam ich Arbeit bei dem Vater von Iris. Dort mußte ich erst mal krumme Nägel gerade klopfen und später lernte ich bei ihm das Bandweben. Ich tat das alles mit großer Freude und Dankbarkeit Gott gegenüber, der mir eine neue Chance geschenkt hatte.

Kurz bevor Iris und ich heirateten, ermöglichte mir mein Schwiegervater, mich mit einigen Bandstühlen selbständig zu machen. So war ich in jeder Beziehung ein reich beschenkter Mensch.

Inzwischen sind einige Jahre vergangen und Iris und ich haben vier Kinder. Wir wissen uns von Gott berufen, eine Wohngemeinschaft mit gefährdeten jungen Frauen zu leiten und konnten in unserem Betrieb junge Männer aus den anderen Wohngemeinschaften beschäftigen.

Als die Arbeit in der Bandweberei allerdings so anwuchs, daß wir an manchen Tagen 16 und mehr Stunden arbeiten mußten und dann keine Zeit mehr für die Wohngemeinschaft und die Familie blieb, entschlossen wir uns Anfang 1989, unseren Betrieb aufzulösen, um vollzeitig in der Arbeit an gefährdeten jungen Menschen mitarbeiten zu können.

Zur Zeit haben wir 10 Personen in unserer Wohngemeinschaft, die alle eine problematische Vergangenheit haben.

Doch für Iris und mich gibt es nichts Schöneres, als miterleben, wie junge Menschen durch den Glauben an Jesus Christus völlig verändert werden und zu Persönlichkeiten heranreifen, die mit einem dankbaren Herzen das zu tun bereit sind, was Gott von einem jeden von uns erwartet: Gott zu lieben und den Nächsten wie sich selbst.